

In Dunkel gehüllt.

Nom. v. A. Biden.

13. Fortsetzung.
Der geistige Zustand des Kranken wies durchaus keinen Fortschritt auf. Georg Ollenschläger gab durch sein Zeichen zu erkennen, daß die Vorgänge um ihn her zu seinem Bewußtsein drangen. Man mußte daher der Befürchtung Raum geben, daß der Arme für den Rest seiner Tage geistig unmaßeblieben würde.

Indes wachte dies nur der Regierungsrat. Den Damen hatte man die trostlose Aussicht vorenthalten, da ja auch von ärztlicher Seite noch kein endgültiges Urteil gefällt war.

Mit Baba scheint es sich doch riesig in die Länge zu ziehen, bemerkte Frau Leonie, als beide Damen im kleinen Eschalon sich eines Morgens gegenüber saßen. Mir sind diese trostlosen Besuche eine Pein. Ueberhaupt so eine Krankenhaustmosphäre, der Kardogeruch, wie schäufte sich einem das auf die Nerven.

Eifelotte wollte etwas erwidern, als ihr eine Karte überreicht wurde.

Baron Vinzenz Lüberich, Rittergutsbesitzer.

Das junge Mädchen wechselte die Farbe.

Weshalb Sie dem Herrn, ich würde sofort erscheinen, gab sie Befehl. Mama, wachte sie sich ihrer Mutter zu, es ist der Herr, der das Besuch im „Dohem“ hatte. Wie mir das Herz klopf, nun ich vor der Entscheidung stehe. So ein Hafensfuß! Ich will allein, Mama!

O gewiß, mein Kind, beziehe sich Frau Leonie zu verfluchen. „Vermutlich geht es so wie so fern aus dem Wege, und dieses Engagement schließt etwas wirklich Depressierendes in sich.“ Eifelotte begab sich in das Empfangszimmer.

Ein Herr erhob sich bei ihrem Eintritt aus einem Sessel und trat, lebhaftes Interesse in Miene und Blick, auf die Eintretende zu. Er verbeugte sich, sich nochmals vorstellend.

„Ich bin Eifelotte Ollenschläger,“ sagte das junge Mädchen einfach, mit einem merkwürdigen Blick in der Stimme: „Bitte, Herr Baron, befehlen Sie mich.“

Baron Lüberich setzte sich, nachdem sich Eifelotte in einem Fauteuil niedergelassen.

Ihr Blick glitt prüfend über seine Gestalt hin. Er hatte eine große, fast überfällige Figur. Seine Haltung war schlecht, etwas gebeugt. Es war, als fürchte er, wenn er sich zu voller Höhe aufrehte, überall anzustoßen. Seine Manieren waren die eines feinen Mannes, sein ganzes Auftreten verriet den gewesenen Offizier.

Soweit unterschied sich dieser nicht von den Herren ihres Kreises, es war das selbe Genie. Was ihn indessen der näheren Beachtung wert machte, war der Kopf mit den markanten Zügen. Die hohe Stirn verriet den Denker; eine lächliche, etwas gebogene Nase trat aus einem schmalen, von der Luft leicht gebräunten Gesicht hervor; wunderbare tiefe Augen von träumerischem Glanz ruhten voll und offen, fast ehrfurchtsvoll auf dem jungen Mädchen mit der maßvollen Haltung und dem stillen, abgeklärten Wesen. Um seinen Mund, der von einem Schnurr- und Spitzbart umrahmt war, lag ein halb verlegener, halb schmerzlicher Zug.

„Ich bekomme viele Adressen auf mein Gesicht,“ ließ sich der Baron vernahmen, und ein leichtes Lächeln glitt über seine Züge. „Für Schreiben geschieht mir am besten. Es war kurz und schlicht gehalten. Und gerade aus dieser lakonischen Kürze las ich: „Komm und überzeuge Dich, wer ich bin.““

Eifelotte mußte unwillkürlich lachen. Es war ein leichtes, behersches, sehr hübsches Lachen.

„Ich fürchte, mein Schreiben ist recht ungeschicklich ausgefallen,“ erklärte sie. Mit Zeugnissen konnte ich nicht aufwarten; überhaupt, wenn ich auch den besten Willen habe, kann es leicht vorkommen, daß ich, zu Anfang wenigstens, bevor ich mich eingelebt, manden Fehler begehe. Ihre Worte Frau Gemachlin wird die Lebenswürdigkeit haben müssen, etwas Nachsicht zu üben.“

Der schmerzliche Zug um den Mund des Barons schwand und machte einem breiten Sarkasmus Platz.

„Ich fürchte, gnädiges Fräulein, die Sache wird ein wenig umgekehrt sein. Ich bin überaus froh, eine Dame wie Sie sich um den Posten einer Gesellschaftsdamen bemühen zu sehen.“

„Ich hoffe, Herr Baron, daß das kein Titel sein soll. Die Not ist ein geheimerischer Wegweiser.“

Baron, mein Fräulein, wenn ich mit plumper Hand an eine runde Stelle rührte. Man stumpft auf dem Lande in fetten Umgang mit — hm — allerlei Menschen ab. Ich natürlich werde mich glücklich schätzen, wenn Sie sich entschließen, das Engagement bei mir anzunehmen. Werden Sie mir das Landleben, gerade zur Winterzeit, nicht förmlich empfie-

hlen? Die Würfel waren gefallen. Die drei Menschen, die einundzwanzig Jahre lang in Liebe zusammengehalten hatten, gingen auseinander, weil das Schicksal es so wollte.

Die weitere Sorrowlosigkeit und Un-

besonnenheit der Mutter gab Eifelotte das Gleichgewicht wieder.

Neuntes Kapitel.
In ihrem Boudoir sah Baronin Gisela von Lüberich an den Toiletentisch und häuterte mit voller Hingabe unter allerlei Büchsen und Quäschchen herum.

Das Haar hing gelb über den spitzenbesetzten Friseurmantel herab — spärliches, rotes Haar, das in seiner nackten Natürlichkeit das Vorhandensein der vielen kleinen Pöckchen und Büschchen rechtfertigte, welche auf dem Nebentisch herum lagen und ihrer Bestimmung harnten. Die Reihen der großen Zähne wiesen häßliche Lücken auf, bei denen gleichfalls die Kunst nachhelfen mußte.

„Ich habe ja meinen Pflichten-treue,“ sagte Eifelotte. „Wenn ich Ihnen Ansprüche genüge —“
„D. tausendfach, gnädiges Fräulein! Ich kenne Sie ja freilich so gar nicht, doch sagt mir ein dunkles Gefühl, daß Sie der gute Genius meines Hauses sein werden.“
Eifelotte errödete, und sie senkte ihre Augen vor den Blick des Mannes, in dem ein Etwas flackerte, welches sie nicht zu entziffern vermochte. Es wollte sie bedürken, als sei es Bewunderung, eine grenzenlose Hochachtung.

Was es auch immer sein mochte, es irritierte das sehr an Bewunderung gewöhnte Mädchen doch in hohem Grade.

„Es wird mein größtes Bestreben sein,“ stammelte sie aus ihrer Verwirrung hervor, „Ihre gute Meinung in jeder Beziehung zu rechtfertigen.“
Der Baron änderte den Ton, der einen mehr vertraulichen Charakter gehabt.

Er sagte kurz, geschäftsmäßig: „Ihr Eintritt kann sofort erfolgen? Es würde mir und meiner Frau nur angenehm sein, so bald wie möglich ein belebendes Element unter uns zu haben. Die frühen Herbsttage stimmen melancholisch.“

„Ich bin frei, Herr Baron. Mein Eintritt kann zu jeder Zeit erfolgen.“
Schließlich mußte die Honorarfrage noch in Erwägung gezogen werden. Eifelotte erklärte sich mit des Barons Vorschlägen durchaus einverstanden. Der Eintritt sollte in etwa acht Tagen stattfinden.

Mit Hilfe eines Kurzbuches konnte auch bereits der Zug festgesetzt werden, der in zirka zwei Stunden das junge Mädchen an sein Ziel befördern sollte.

„Auf dem Bahnhof werden Sie die Rodenhorster Equipage zu Ihrem Empfang vorfinden. Also auf Wiedersehen, mein Fräulein, und gute Fahrt.“
Der Baron war gegangen. Eifelotte legte die Hände auf ihr klopfendes Herz.

Der Schritt war getan, sie stand am Wendepunkt ihres Lebens. Dieses Leben hatte sie sich selbst erwählt. Es würde vielleicht ein bornender Weg sein, den sie von nun an ging; sie hatte ein üppiges Wohlleben dafür hingegeben. Sie hätte selbst eine unvorworbene Dame der ersten Gesellschaftsklasse sein können, statt dessen irredete sie ihre Füße unter fremder Leute Tisch, auf fremdes Brot in einer abhängigen Stellung.

Und dennoch — dennoch — sie fühlte sich frei bei alledem; freier, als sie sich je hätte an der Seite Baron Bohstedts fühlen können. Sich um des schönen Rammons willen verkaufen — nein — nie —

Daß im Grunde dieses Engagement einen etwas seltsamen Charakter hatte, daß von der Dame, die sie dienen sollte, gar keine Rede gewesen, bekremdete Eifelotte durchaus nicht. Sie war im Grunde froh, daß alles perfekt, und sich diese Frage so einfach gelöst hatte.

Merkwürdig stand ihr die Trennung von ihrem Heim, ihrem liebenden Vater und der Mutter in diesem Augenblick quälender denn zuvor vor Augen, und mit dem Gefühl eines großen Heimwehs begab sie sich in den kleinen Eschalon hinüber, wo sie Frau Leonie noch vorfand.

„Sie nieste vor der Mutter nieder, umschlang die geliebte Gestalt, die so viel Sonnenchein in dem freilich jetzt vereinstimmten Hause verbreitet, mit beiden Armen und schmeigte ihren Kopf zärtlich an die Mutterbrust.“

„Mein Mütterchen, mein allerbestes, mein süßes, einziges Mütterchen! Ich habe die Stelle angenommen. Und ich bin ja auch im Grunde froh. Nur der Abschied von Euch, von Dir, Mama, wird mir recht schwer. O Mama, wie hast Du unser Leben verschönt! Wie wird der Gedanke an meine behütete Kindheit, an meine sonnige Jugend, der Gedanke an Dich meine Zukunft erheben.“

Frau Leonie stand den Tränen der Rührung in den Augen. Sie erwiderte die Liebesstungen ihres Kindes. „Du törichtes, kleines Mädel,“ iä-helle sie glücklich. „Trug ich denn allein das Glück ins Haus? Haben wir alle drei uns nicht wunderbar ergötzt in einer schönen Harmonie?“

„Ja, Mama, das haben wir! Und ich hoffe zu Gott, die Zeit wird kommen, die uns alle wieder vereint.“
Frau Leonie schloß fast ihr Kind und damit zugleich die weiche Stimmung zurück, die sie gefangen genommen.

Wozu um Gotteswillen sich einer unvernünftigen, aufgebenden Nahrung hingeben?
Die Würfel waren gefallen. Die drei Menschen, die einundzwanzig Jahre lang in Liebe zusammengehalten hatten, gingen auseinander, weil das Schicksal es so wollte.

Die weitere Sorrowlosigkeit und Un-

Das Erbgräbnis.

Ein Erinnerung.

Der traurige Sonntag des ganzen Jahres zog wieder näher heran, und das trübe neblige Novemberwetter stimmte trefflich zu der melancholischen Stimmung des Tages, der dem Gedanten der Toten geweiht ist. Nur wenige sind wohl in dem großen Berlin, die in diesen Tagen nicht hinaus zu den Friedhöfen wollen, die noch keinen der Lieben dort draußen in ewigem Schlummer liegen haben.

Um der Witterung derung zu entgegen, die am Totensamstag alljährlich jedem Wetter zum Trost hinaus flutet, hatte ich schon einige Tage zuvor den Gang hinaus angetreten. Wie so viele liegen nun schon dort, Verwandte und Freunde, die einst mit uns in unserm Leben waren, und die Gedanken schweiften zurück zu der Zeit, wo wir Kinder jenen und jetzt wohlvertrauten Stellen Ort des Todes noch nicht kannten. Denn das war doch eigentlich undenkbar, doch aus unserm Kreise der Tod sich ein Opfer holen sollte. Zehn Häupter mit den Eltern lagen wir morgens, mittags und abends um den großen, alten Tisch herum, den noch der längst entschlafene Großvater gebaut hatte. Der Tisch war meist ausgezogen an beiden Seiten; es lohnte ja nicht, die Seitenplatten für die Zeiten zwischen den Mahlzeiten erst wieder einzuschle-

Unbeschreiblich war das entsetzte Staunen und das schmerzliche Jamern der sieben Älteren, als eines Morgens die Eltern tränenden Auges verkündeten, daß das jüngste Brüderchen, der allgemeine Liebling, in der Nacht verstorben sei. Er war ja ein wenig unpaß gewesen in den letzten Tagen; aber das war ja gar nicht möglich, daß das liebe Kerlchen gestorben sein sollte. Das konnte vielleicht bei andern passieren; aber bei uns nicht doch! Keiner!

Und wir Kinder glaubten es nicht eher, als bis der uns wohlbekannte Wagen kam und das Sarglein mit dem toten Brüderchen aufnahm und auch uns, die größeren, mit hinausführte auf den Gottesacker.

So kamen wir zum ersten Male hin zum Kirchhofe und in der Folge häufiger, wenn wir den kleinen Blumenhügel zu gehen gingen. Bald darauf starb ein reicher Kaufmann in der Gegend. Er hatte ein großes Geschäft im eigenen Hause gehabt. Reiche Erfolge hatten sein Leben begleitet. Womöglich war das Begräbnis, welches die hinterbliebenen Witwe dem bedeutend älteren Gatten bereitet hatte. Die Behörden hatten Vertreter in goldenen und silbernen Amtskleiden entsandt, denn er hatte viele Ehrenämter verwaltet. Schier endlos war die Reihe der Trauerzufuschen, welche die abschätzig stromende Menge ausfüllte. Durch ein Verhängnis war lange nicht durch die Hauptstraßen der nördlichen Vorstadt gezogen. Drei Kinder trauchten außer der jungen Frau um den Entschlafenen. Einer der Söhne hatte sich sogar manchmal herabgelassen an unsern wilden Spielen teilzunehmen, was ihm aber meist zerrissene Hosen und später empörte Vorwürfe seitens der Mama über den schlechten Umgang eingetragen hatte.

Draußen an der Mauer, wo die Erbgräbnisse all der reichen Leute lagen, entstand in der Folge ein jeder ein selbsterhellendes Haus, in welchem der verstorbenen Kaufmann seine endgültige Ruhe fand. Und nie verfehlten wir bei unsern Friedhofsgängen unsere Nasen an den Fenstern der Eingangstür in banger Verwunderung breit zu drücken. Drinnen stand der Metalltisch, und zu seinen Füßen hielt ein Eberwein mit einem Palmstängel Wacht. Durch die blauen Fenster des Oberlichts quoll ein mildes, weißes Licht hinein, und Sarg und Engel und die mit goldenen Inschriften gezierter Marmorwände erschienen uns Kindern in überirdische Schönheit getaucht. Die freien Flächen rechts und links von der Grabstätte hatten stets den herrlichsten Blumenstand, den der Gärtner des Friedhofes besorgte.

Da war oft eine Frau von etwa vierzig Jahren draußen, die hatte kurz vorher auch ihren Mann verloren und pflegte sein Grab mit trübender Sorgfalt. Die erzählte dann von dem Reichtum des Verstorbenen und von der schönen jungen Frau, die aber nur so selten hinauskam.

Auch unsere Besuche mußten mit der Zeit seltener werden; denn jeder kam mit der Zeit in seinen Beruf. Lange Jahre vergingen, bis wieder einmal der Tod uns hinaus befähigt zur Bestattung eines erwachsenen Bruders, und von nun an ging es Jahr für Jahr fast ohne Unterbrechung. Vater, Mutter, Schwestern und Brüder, eins nach dem andern wurde draußen gebettet. Bald lag die Mehrheit von dem Kreise der Jahn beinahe in der tiefen Erde. Und immer wieder blieben wir stehen und jäh bei der Rückkehr von unsern traurigen Gängen hinein in das blaue Dämmerlicht. Dann und wann trafen wir auch jene Frau von damals. Sie war schon recht gebeugt von der Last ihrer Jahre. Aber traulich pflegte sie noch immer ihres Mannes Grabhügel, und mit Stolz zeigte sie die

schönde Pracht seines Blumen-schmucks.

Aber das Erbgräbnis sah recht traurig aus; von Jahr zu Jahr verfiel es mehr. Die Frau erzählte, wie schnell sich die junge Frau getroffen habe. Kurz nach dem Tode ihres ersten Mannes habe sie geheiratet und sei dann fortgezogen, ebenso die Kinder. Nur einer der Söhne soll noch in Berlin sein; doch auch der kümmerliche nicht um seines Vaters Ruhestat. Er muß Geld auf Geld häufen und hat nicht Zeit, an solche Sachen zu denken.

Immer mehr verfiel das schöne Haus des Todes. Von einem benachbarten Neubau fiel einst ein schwerer Stein herab und durchschlug das schöne Oberlicht. Man teilte dem Sohne den Schaden mit; aber er meldete sich nicht. Nun konnten Wind und Wetter nach Belieben in dem verödeten Totenhaus ihr Spiel treiben.

Mehr denn dreißig Jahre sind nun vergangen, und wieder sehe ich an derselben Stelle und will einen Blick wie einst hineinwerfen. Aber wie ist mir denn? Bin ich falsch geworden? Wo ist denn der traurige Tempelbau? — Ueberstockt sehe ich mich um? Er ist verschwunden! Ein gebrechliches Mütterchen wankt heran und grüßt mich vertraut wie ein alter Bekannter. — — — Nun weiß ich auch, wer es ist. Es ist unsere alte Freundin. Dort drüben leuchten ja auch schon die schneeigen Ästern von ihres Mannes Hügel herüber.

Auch diesmal hat sie viel, viel zu erzählen. Zu Anfang des Jahres hat man jenes Haus des Todes niedergelassen. Mittelungen an die Angehörigen jenes Toten waren unbeantwortet geblieben. Da trat denn die Spigbade in Aktion. Weit hinten in einem wilden Winkel, da liegen die Normortafeln mit den Sprüchen. Da liegt auch der verwitterte Cherubim; aber ihm fehlen die Arme, und der Hammer eines Abbrucharbeiters hat ihm die Nase zerhackt. Und an dem Plage, wo er einst in sanft gemildertem blauen Lichte stand, da find die Maurer wieder an der Arbeit zum Bau eines neuen Erbgräbnisses.

Auch von der Witwe des Mannes, der einst dort ruhte, wußte sie zu berichten. Einem eleganten Nichtstuer hatte sie damals die Hand gereicht, noch jünger als sie selbst. Mit den Kindern und den anderen Verwandten ihres ersten Mannes war sie zerfallen. Da zog sie mit ihrem jungen Manne und ihrem reichen Erbe weit weg nach dem Süden. Aber nur zehn Jahre dauerte die neue Ehe. Da war der größte Teil des Vermögens dahin, und der leichtfertige Mann fand Gefallen an anderen jugendlich schönen Frauen. Schließlich, als das Geld nahezu fort war, verließ er die alternde und vergrämte Frau. Nur so viel blieb übrig, daß sie unter äußerster Einschränkung noch dahinsuchen konnte. So zog, ihren Kindern ihr Los zu klagen, starb sie fremd in der Fremde. Erst als sich ein schmuddeliger Hügel über ihrer letzten Ruhestat gewölbt hatte, erfuhr die Kinder vom Tode ihrer Mutter. Wohl kamen sie auf die Aufforderung des Gerichtes zur Entgegennahme des Nachlasses. Aber der war so lächerlich gering, daß es die Reife nicht verlohnte. Sie führten nach einem kurzen Besuch des Grabes wieder mühsamlich davon, ein jeder an seinen Ort, und der ärmliche Grabhügel fast bald in sich zusammen und verfiel wie des ersten Gatten stolzes Erbgräbnis.

Die müde Sonne sinkt hinter den Häufen, und leichter Nebel steigt aus dem weiten Graberde auf. Wir stehen an dem mit weissen Ästern geschmückten Grabhügel. Jetzt tönt die Friedhofsglocke. Wir wäffeln gehen. Draußen am Tor schüttelt ich die weisse Hand der guten Alten. Ob wir uns wohl noch einmal wiedersehen? — Wenn nicht, Du treues Mütterchen, wer wird Deinen Hügel schmücken und pflegen?

Ein Genie in Washington, D. C., hat einen Weg gefunden, das Verbot der Washingtoner Spirituosen-Verordnung zu umgehen, daß nach dem 1. Januar 1913 kein Bier mehr in Keßeln oder Biertruhen, sondern nur in Originalverpackungen für den Hausverbrauch verkauft werden darf. Der Weg besteht in der Anwendung von großen Conserven-Glastrukturen, welche einen anschaubaren Deckel haben. Anwälte welche die Frage studiert haben, sind der Ansicht, daß Bier in solchen Keßeln als Bier in Original-Verpackung angesehen werden muß.

In La Pu de des Jahres 1911 sind achtundfünfzig kleine Planeten: entdeckt worden, bei näherer Prüfung ergab sich aber, daß acht davon schon mit früher entdeckten Himmelskörpern identisch waren. Dreißig von der Gesamtzahl waren in Heidelberg entdeckt worden.

Der erste Sekretär der russischen Botschaft in London ist in Petersburg eines tragischen Todes gestorben. Dem Fürsten gerieten drei künstliche Zähne in die Luftröhre und von dort durch die Bronchien in die Lungen. Eine Operation war unmöglich, und der Unglückliche war nicht mehr zu retten.



Ein gutes Ueberzieher-Modell für den kleinen Jungen. Erford. grauer Bibernes-Stoff in sehr feiner Qualität wurde für diesen hübschen und praktischen Ueberzieher benutzt. Den tragend eine Mutter machen kann. Die Falten an den Schultern bringen Abwechslung in die Sache und der Halbkreis hält jede etwa vorhandene Kollierung im Rücken zusammen. Der Ueberzieher hat „Nap“-Lücken an den Seiten und einen hübschen Kragen aus dunkelgrünem Samt. Graue Hornknöpfe schließen den doppelreihigen Coat. Der Junge sollte mit diesem Kleidungsstück schwarze Strümpfe tragen, sowie schwarze Knöpf- oder Samtschuhe.

Sorgefakte Meinungen.

Schnell fertig ist nicht nur die Jugend, sondern der Mensch überhaupt mit seinem Wort, mit seinem Denken und Meinen über seinen Nebenmenschen. Aber wenn man auch ganz absteht von den leistungsfähigen und nachgesprochenen Urteilen über andere, noch geschieht es doch oft genug, daß wir uns aus scheinbar triftigen Gründen Meinungen, Vorurteile im guten oder bösen Sinne bilden, die der Wahrheit meilenfern liegen.

Wir sind allzulehr gewöhnt, einen Menschen nicht als ein „Ding an sich“ zu betrachten und ihn von seiner eigenen Art aus zu beurteilen, sondern wir suchen gleich nach Schuldfragen, in die wir ihn stecken können. Wer sein Geld leicht ausgibt, ist „leichtsinzig“, wer mühsam Erworbenes überaus leicht zusammenfäßt, ist „geizig“, wer für seinen Stand ungewöhnlich gut gekleidet geht, ist „verschwenderrisch“, und wer im Drange geistiger oder körperlicher Arbeit seine Kleidung vernachlässigt, ist „liederlich.“

An sich mögen diese Urteile völlig richtig sein, auf den einzelnen angeendet, können sie aber getadelt Wahrheit in Lüge verkehren. Es kommt vor, daß eine gute, aufopfernde Mutter, die nur allzulehr das Wohl ihrer Kinder über das eigene Wohl setzt, in weiteren Kreisen gerade boykottiert wurde, weil der Schein gegen sie sprach. Frau N. hatte einen Hausstand, der aus großer Fülle, ohne ihre Schuld, so zu jeder Bedürftigkeit herabgekommen war. Mit unermüdetem Fleiß, mit oft nächtelanger, schicht bejahrter Arbeit hielt sie nicht nur die Not von den Jüngeren fern, sondern erhielt auch ihrem kleinen Hauswesen einen Schein von Bornehmtheit, der ihren heranwachsenden Töchtern in ihrem Verkehre nachteilig war. Die Mädchen waren zu achtbaren Stellen gelangt, gingen gut aber sehr einfach gekleidet, während die Mutter, die seit vielen Jahren niemals dazu kam, von ihrem schwer erworbenen Gelde sich Kleidung anzuschaffen, die Hilfe ergriff, die eine reiche Verwandte ihr durch Ueberlassung noch gut erhaltener Garderobe bot. Der Unterschied nun, den die noch immer kostbare Kleidung der Mutter gegen die schlichte Kleidung der jungen Mädchen bot, beunruhigte, daß man allgemein zu dem Trugschluß kam, die Pufferei der Mutter benachteilige ihre Töchter. Frau N. hätte gern statt eines reichen, ihr wenig zuzugenden Gewandes ein einfacheres nach eigenem Geschmack getragen, wenn der Erlös für das erstere die Kosten für das letztere getragen hätte. Die sorgfakte Meinung aber, die man gegen sie hatte, häuften zu den Lasten, die sie ihr Leben lang tragen mußte, eine neue, schwer empfundene Bürde.

Und auch im Guten kann der Schein trügen! Nicht immer sind es edle Beweggründe, die den Menschen zu achtbaren Leistungen nach außen hin bestimmen. Manche verkehrt es seinem Egoismus und seiner Profit-sucht ein lebenswichtiges Mäntelchen umzugeben. Es wird manchmal das Bewußtsein einer „noblen Natur“ geschenkt, der mit Blumensträußen sehr freigiebig ist, während er vielleicht sei-

ner bedürftigen Mutter die Pfennige für Unterhalt zugibt.

Darum hüte man sich vor vorschnellen Meinungen und — wenn man urteilen will und muß — so tue man es nur nach eigener und reiflicher Prüfung des ganzen Menschen.

Machen Kleider Leute?

Bis zu einem gewissen Grade muß man die Frage bejahen. Es kommt für die äußere Erscheinung des Menschen allerdings darauf an, wie er sich kleidet. Aber mit dem gleichen Recht könnte man auch sagen: Leute machen Kleider, denn wenn genau das selbe Gewand von zwei verschiedenartigen Menschen getragen wird, kann es grundverschieden wirken. Der eine trägt es wie selbstverständlich, fällt es richtig aus, fühlt sich wohl darin und bringt es gut zur Geltung. Dem anderen hängt es wie etwas Geborgtes um die Schultern.

Also liegt doch wohl das Geheimnis für den günstigen Eindruck, den eine gut und richtig gekleidete Persönlichkeit macht, weit weniger in Farbe, Stoff und Art der Kleidung, als in jenem feinen Sinn für Harmonie, der das zu wählen weiß, was der eigenen Erscheinung und Gestalt am besten entspricht, ihre Vorzüge zu unterstreichen, ihre Schwächen zu verhüllen versteht. In diesem Sinne also machen Kleider Leute, weil sie sie gut herausbringen.

Nimmermehr jedoch wird das totharste Gewand einen unfauberen Körper, ungepflegtes Haar, unfaubere Nägel oder sonstige Anzeichen von Kulturgrad weitzumachen vermögen. Zergewisse und irgendwo wird sich stets die wahre Persönlichkeit verraten, sobald die eben nicht mit dem äußeren Umhüllungen übereinstimmt.

Es wird also immer der vollendetste Geschmack bleiben, sich seinem Stande, seiner Erscheinung, seinen Verhältnissen gemäß harmonisch zu kleiden, ohne zu veruchen, die angebliche Kraft der Kleider, Leute zu machen, zu falschen Vorpiegelungen zu bnutzen.

Niederschmetternd.

Schauspieler (der gerade dazu kommt, wie der Herr Direktor während eines Briefes zerricht): „Was gibt's denn?“
Direktor: „Was soll's geben? Sie spielen so miserabel, daß mir der Reel droht, mich zu verlagern, wenn ich ihm noch ein einziges Mal ein Preisbillet schicke!“

„Naheliegender. A.“
„Sehen Sie mal Meier an, der läuft jetzt immer umher wie ein begoffener Kubel.“
A.: „Kein Wunder, der ist ja auch in der letzten Zeit ganz auf den Hund gekommen.“

„Ander's genommen. Dienstmittlerin: Hier die Josefha Kämmerei kann ich Ihnen als Studentenmädchen warm empfehlen: sie ist ein selten anständiges Mädchen.“
Frau: „Dann tut mir's leid: ich kann nur ein immer anständiges Mädchen brauchen!“

„Nettes Brüderchen. Fräulein: „Mütterchen, gib mal schnell unser Baby her! Ich hab' mit Müller's Milch getauscht; er gibt mir seinen Dadel!“